

Es ist das große Verdienst der Herausgeber *Peter Kolb* und *Ernst-Günter Krenig*, nur zehn Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes (1989) nun die Unterfränkische Geschichte bis zum Jahr 1815 und damit bis zum Übergang an Bayern geführt zu haben. Auch der folgende Band ist bereits in Angriff genommen. Man kann den anderen bayerischen Bezirken nur ähnlich engagierte Herausgeber und Bezirkstage wünschen, die sich derart um die Geschichte ihrer Region verdient machen mögen.

*Dieter J. Weiß*

Mainz: die Geschichte der Stadt, hg. im Auftrag der Stadt Mainz von FRANZ DUMONT, FERDINAND SCHERF u. FRIEDRICH SCHÜTZ. Mainz: Philipp von Zabern 1998. XVII, 1342 S., 672 Abb., 37 Farbtafeln mit 69 Abb. Geb. DM 128,-.

Das über zweitausend Jahre alte Mainz gehört zu den geschichtlich bedeutendsten Städten in Deutschland. Mit seiner Vorreiterrolle und zentralen Stellung in vielen Zeitabschnitten und Bereichen – als Stichworte seien nur das Mainzer Hoffest Kaiser Barbarossas von 1184, der Mainzer Reichslandfriede von 1235, die mittelalterliche Judengemeinde, die Bedeutung als vornehmste geistliche Residenz und »Centralort des Reiches« (infolge der Funktion des Mainzer Erzbischofs als Erzkanzler des Heiligen Römischen Reiches) in Spätmittelalter und früher Neuzeit, die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg und die »Mainzer Republik« von 1792/93 genannt – kontrastieren die Kriege und Zerstörungen, von denen es immer wieder betroffen wurde. Bei einer so reichen und wechselvollen Historie verwundert es umso mehr, daß Mainz bisher keine umfassende und wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Gesamtdarstellung seiner Stadtgeschichte besaß. Bisherige Versuche hierzu, zuletzt eine von der Stadt 1961/62 anlässlich der Zweitausendjahrfeier in Auftrag gegebene zehnbändige »Geschichte der Stadt Mainz«, blieben trotz vorzüglicher Arbeiten über einzelne Zeitabschnitte Fragment. Mit dem vorliegenden Werk wird daher eine in der Historikerzunft wie in Kreisen geschichtlich interessierter Laien schon lange schmerzlich empfundene Lücke geschlossen. Das Ziel der Stadt Mainz, die dankenswerterweise den Anstoß hierzu gab, und der von ihr beauftragten Institutionen – der Universität, dem Stadtarchiv und dem altsprachlichen Rhabanus-Maurus-Gymnasium – war es, »eine wissenschaftlich fundierte, d.h. dem neuesten Forschungsstand entsprechende und zugleich verständlich geschriebene Stadtgeschichte« (S. XI) vorzulegen. Format, Umfang, Gewicht und fast durchgehende Zweispaltigkeit des nun vorliegenden voluminösen Buches erinnern an einen Lexikonband und unterstreichen den Anspruch der Herausgeber auf eine umfassende Darstellung aller Epochen und Lebensbereiche der reichen Mainzer Stadtgeschichte im Sinne einer »Histoire totale«. Die insgesamt 33 Einzelbeiträge von 26 für diese Aufgabe durchweg gut qualifizierten Autorinnen und Autoren sind in drei Gruppen gegliedert:

Zunächst erfolgt in *Teil I* (»Epochen«) ein chronologischer Durchgang durch die Mainzer Geschichte in 14 Schritten. Der Bogen spannt sich von der Vor- und Frühgeschichte (*Karl Viktor Decker*) über das römische »Mogontiacum« (*Gabriele Zietzen*), Völkerwanderungszeit, Früh- und Hochmittelalter bis zum Tod des Erzbischofs Willigis 1011 (*Franz Staab*), die hochmittelalterliche Zeit als »erzbischöfliche Metropole« 1011–1244 (*Ludwig Falck*) und das Spätmittelalter (mit Beiträgen erneut von Ludwig Falck über die Blütezeit der Freien Stadt bis 1328, von *Michael Matheus* über die Entwicklung bis zur Mainzer Stiftsfehde 1459–1463 und von *Kai-Michael Sprenger* über diese selbst), die Epoche als kurmainzische Residenz und Landstadt vor (*Wolfgang Dobras*) und nach dem Westfälischen Frieden (*Helmut Mathy*), die Zeit der Zugehörigkeit zu Frankreich 1792/98–1814 (*Franz Dumont*) und nach dem Übergang an Hessen-Darmstadt als Provinzhauptstadt und Festung des Deutschen Bundes bis 1866 (*Friedrich Schütz*), die Entwicklung zur Großstadt bis 1914 (*Michael Kläger*) und die Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg (*Friedrich Schütz*) bis zur Nachkriegszeit bis 1997 (*Franz Dumont*). Neben dem Spätmittelalter findet die bisher nicht in größerem Zusammenhang dargestellte Zeit seit der Französischen Revolution überproportionale Berücksichtigung.

Dem Umstand, daß bei einer solchen – in den meisten Orts- bzw. Stadtgeschichten gängigen – chronologischen Darstellungsweise manche epochenübergreifende Entwicklungen und Einzelaspekte nicht ausreichend berücksichtigt werden können, haben die Herausgeber durch die Anfügung zweier weiterer Teile Rechnung getragen: enthält *Teil II* acht »Längsschnitte« über die

linksrheinischen Vororte (*Heiner Stauder*), das »rechtsrheinische Mainz« (d.h. die sechs dort gelegenen früheren Mainzer Vororte mit Schwerpunkt auf den heute zu Wiesbaden gehörigen »AKK-Gemeinden« Amöneburg, Kastel und Kostheim, *Rolf Dörrlamm/Helmut Wirth*), die mit den Methoden der historischen Demographie und Mentalitätsforschung dargestellte neuzeitliche Bevölkerungsgeschichte (*Walter G. Rödel*), das jüdische Mainz (*Friedrich Schütz*), die Universität in kurfürstlicher Zeit und nach dem Zweiten Weltkrieg (*Helmut Matby*), das Schulwesen (*Ferdinand Scherf*), die Medizingeschichte (*Franz Dumont*) und die moderne Mainzer Fastnacht (*Friedrich Schütz*), so werden in *Teil III* elf »Einzelaspekte«, die im chronologischen Teil nur kurz erwähnt werden konnten, vertieft. Auf diese Weise wird der größte Sohn der Stadt, der im Jahr 2000 anlässlich der 600. Wiederkehr seines Geburtstags besonders ins Rampenlicht gerückte Johannes Gutenberg, in einem eigenen Beitrag (*Stephan Füssel*) berücksichtigt. Eine mehr ins Detail gehende Darstellung finden auch die Beziehungen der Stadt zu ihren Erzbischöfen im Mittelalter (*Ernst-Dieter Hehl*), die Fürstbischöfe und das Domkapitel (*Bernd Blisch*), die städtische Sozialpolitik 1890–1933 (*Hedwig Brüchert*), Katholiken und Protestanten im 19. und 20. Jahrhundert (*Hermann-Josef Braun*), der Sport (*Heinz-Egon Rösch*), der archäologische Befund zum römischen »Mogontiacum« (*Marion Witteyer*), die Bauten und Kunstwerke der Romanik und Gotik (*Joachim Glatz*) sowie der Renaissance und des Barocks (*Horst Reber*), Stadtplanung, Architektur und Kunst im 19. und 20. Jahrhundert (*Joachim Glatz*) und schließlich die Widerspiegelung der Stadtgeschichte in der Literatur seit dem späten 18. Jahrhundert (*Marlene Hübel*). Zur Abrundung tragen insgesamt 20 Sonderseiten bei, die hierfür geeignete Sachverhalte auf einen Blick verdeutlichen und im Hinblick auf die jüngeren Leser, die besonders angesprochen werden sollen, teilweise von Schülerinnen und Schülern verfaßt wurden – ein geglücktes Experiment!

Mit dem bewußten und konsequenten Verzicht auf Anmerkungen und Fußnoten in allen Beiträgen bei gleichzeitig hohem wissenschaftlichen Anspruch haben die Herausgeber, die ihre Entscheidung ausführlich begründen (S. XIV), sicher Anlaß zu kontroversen Diskussionen gegeben. Kann schon das eingehende, gut gegliederte Literaturverzeichnis (S. 1216–1254) in vielen Fällen eben doch nicht den konkreten Literaturnachweis zu einer Stelle ersetzen, so dürfte sich das gänzliche Fehlen archiverischer Quellenbelege als ein weit größeres Handicap für – ansonsten von den Herausgebern und Autoren ausdrücklich gewünschte! – weiterführende, auf den Beiträgen aufbauenden Studien erweisen. Daß manche Autoren gegenüber dieser Vorgabe erhebliche Bedenken hegten, kommt mehrfach deutlich zum Ausdruck, so wenn Michael Matheus weitere Untersuchungen anregt, »[...] denen auch die hier bedauerlicherweise fehlenden wissenschaftlichen Nachweise vorbehalten bleiben müssen« (S. 171). Sicher wollten die Herausgeber der zweifellos weit verbreiteten Tendenz zu – angesichts der vielfach lawinenartig angewachsenen Literatur – oft heillos überfrachteten Anmerkungs«apparaten« entgegenwirken, aber vielleicht hätte hier doch ein Mittelweg gefunden werden müssen, der diese Nachteile vermeidet, aber andererseits eine bessere wissenschaftliche Nachprüfbarkeit des dargebotenen Textes ermöglicht.

Daß der Druckfehlerteufel Herausgebern und Autoren auch in der Stadt Gutenbergs manchen Streich gespielt hat, hat der Verlag auf einer am Schluß eingeklebten Sonderseite gelassen-selbstironisch zugegeben und mit einigen Beispielen belegt – und dabei gleich einen weiteren Fehler hinzugefügt: der Name des jetzigen Papstes ist nicht auf Seite 546, sondern auf S. 564 (»Woytila« statt »Woityla«) verschrieben! Auch sonst sind dem Rezensenten einige Fehler aufgefallen, ohne daß dies allerdings den Gesamteindruck eines sehr gediegenen und sorgfältig lektorierten Werkes schmälern kann. So sind nach S. 142 die Bildunterschriften der Tafeln 7.1 und 7.2 vertauscht, Heinrich Ritter kann wohl schwerlich bis zum 2. September 1954 Oberbürgermeister der Stadt Mainz gewesen sein (S. 500, vgl. auch S. 1215!), und auf S. 534 muß es sicher Dinkelsbühl statt Dinkelsburg heißen.

Eine bewußt knapp gehaltene, von *Franz Dumont* erstellte Zeittafel (»Daten zur Geschichte der Stadt Mainz«, S. 1204–1211), nützliche tabellarische Übersichten über »Die (Erz-)Bischöfe und Kurfürsten von Mainz« (S. 1212–1214) und »Die Mainzer Stadtoberhäupter« (S. 1215), die bereits erwähnte Auswahlbibliographie zur Mainzer Geschichte (zusammengestellt von *Susanne Speth*, S. 1216–1254) und insgesamt vier Register (Personen, Orte außerhalb und innerhalb von Mainz und Sachen, S. 1265–1333) runden den Band ab. Auch wenn der Verlag Philipp von Zabern auf seine reiche Tradition zu Recht stolz sein kann, wirkt die umfangreiche Eigenwerbung mit historischen Bildern am Schluß doch deplaziert und aufdringlich.

Ungeachtet der im Vorausgehenden geäußerten kritischen Anmerkungen kann man der Stadt Mainz, die nach der schmerzlichen Zäsur des Zweiten Weltkriegs in den vergangenen Jahrzehnten als Hauptstadt des neu geschaffenen Bundeslandes Rheinland-Pfalz, als Sitz der wieder gegründeten Universität und überregional bedeutsamer Institutionen, an erster Stelle des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF), zu neuer Bedeutung und neuem Selbstbewußtsein gefunden hat, zu dieser Stadtgeschichte gratulieren. Es ist ein wirklich schönes Buch mit lesenswerten, gut und lebendig geschriebenen, dabei wissenschaftlich meist zuverlässigen Beiträgen und einer ausgezeichneten Bebilderung geworden. Wer mit einer Stadtgeschichte gleichermaßen die historische Fachwelt wie ein breiteres historisch interessiertes Publikum ansprechen will, wandelt auf einem schmalen Grat; im vorliegenden Fall scheint die Balance gelungen zu sein. Daher dürfte – und sollte! – auch der stolze, aber für die üppige Ausstattung angemessene Preis einer weiten Verbreitung in der Mainzer Bürgerschaft und weit darüber hinaus nicht im Wege stehen. *Paul Warmbrunn*

KARLHEINZ GEPPERT: Arbeit statt Almosen. Der Rottenburger Spital zum Hl. Geist im 19. Jahrhundert. Rottenburg 1999. V, 192 S. Kart.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die kommunalen Spitäler im Königreich Württemberg verstaatlicht. In Rottenburg führte dies zu besonders radikalen Veränderungen, insofern hier das Spital einer katholischen, ehemals vorderösterreichischen Landstadt dem Reformwillen des protestantischen württembergischen Staats mit seinem aufgeklärt-absolutistischen, merkantilen, philanthropen und utilitaristischen Impetus unterworfen werden sollte.

Gepperts Fallstudie ist in einer ausgesprochenen Umbruchzeit der Spitalentwicklung angesiedelt, in der die Armenfürsorge in rascher Folge unterschiedlichen sozial- und wirtschaftspolitischen Konzepten unterworfen wurde. Die Rottenburger Anstalt war beim Übergang an Württemberg noch weitgehend dem mittelalterlichen-frühneuzeitlichen Spitaltyp verpflichtet. Daß sie damit unter den vorderösterreichischen Spitälern, die unter Joseph II. überwiegend einer grundlegenden Reform unterworfen worden waren, eine Sonderrolle einnahm, wird vom Autor nicht thematisiert. Sie diente als multifunktionales Auffangbecken für alle Arten unversorgter Menschen der Stadt: für Kinder, Alte, Männer und Frauen, Invalide, Behinderte und sich einkaufende Pfründner.

Verkörpert wurde der württembergische Reformwille in der Gestalt des vom Staat eingesetzten Stiftsverwalters Johann Gottlieb Schmidlin. Dieser schillernden Persönlichkeit, die in rascher Folge Oberamtmann in Zwiefalten, Stiftsverwalter in Rottenburg, Häftling auf dem Hohenasperg und Sekretär im Wohltätigkeitsverein war, widmet Geppert einen Exkurs.

Unter der Maxime »Arbeit statt Almosen« verpaßte Schmidlin 1808/10 der Anstalt ein radikales Reformprogramm: Das Spital verlor seinen Status als selbständige Stiftung und wurde dem allgemeinen Armenfonds einverleibt. Die Selbstbewirtschaftung wurde aufgehoben, die Güter verpachtet. Arbeitsfähige mußten das Spital verlassen, für Kinder suchte man Pflegeeltern, Pfründner konnten sich nicht mehr einkaufen. Eine Spinnanstalt in den Räumen des Spitals ermöglichte ab 1810 die Durchsetzung des Arbeitszwangs für die Insassen und die anderen Hausarmen der Stadt.

Ob die direkten Vorbilder nun wirklich – wie Geppert suggeriert – in Hamburg, Braunschweig und Göttingen zu suchen sind, sei dahingestellt. Bis in die Einzelbestimmungen und in die Nomenklatur hinein scheinen die Rottenburger Armenanstalten eher an die Armenreformen der württembergischen Oberamtmänner Faber und Müller aus den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, wie sie etwa im nahen Tübingen verwirklicht wurden, anzuknüpfen.

Dem ehrgeizigen, philanthropischen Programm, das die Armut an ihren Wurzeln beseitigen und die Armen zu fleißigen Arbeitern umerziehen wollte, war langfristig kein Erfolg beschieden. Einen erneuten Wendepunkt brachte der mit der württembergischen Verfassung von 1819 eingeleitete Schwenk zurück zur kommunalen Selbstverwaltung, durch den die Verwaltung der örtlichen Stiftungen wieder in die Hände eines lokalen Gremiums, des kirchlich-kommunalen Stiftungsrats gelangte. Während andere Städte im wesentlichen an den Reformen festhielten, kehrte man in Rottenburg zu den alten Verhältnissen zurück. Das Spital wurde wieder als selbständige Anstalt aus dem sonstigen Stiftungsvermögen ausgeschieden, seine Güter selbst bewirtschaftet, die